

## KANT LESEN FÜR DIE GEGENWART

Hans Werner Ingensiep, Heike Baranzke, Anne Eusterschulte

Kant lesen, verstehen und kritisieren wollen ist immer ein Gewinn, ob für junge oder ältere Kant-Reader. So ist es auch einem Kreis von Kantlesern der jüngeren Generation ergangen, die sich teilweise zum ersten Mal tief auf Kants Werk und Problemlösungen eingelassen haben. Für diese Kant-Reader waren es Lernstücke, die nun in einem Band als Gesellenstücke ihrerseits zu Lehrstücken geworden sind. Damit liegen von Studierenden zur Verfügung gestellte Hilfsmittel zum Kantstudium vor, die gleichzeitig Vorbild und Antrieb für andere Studierende sein können, die aber auch ausgewiesenen Kantkennern neue Einblicke in eine frische Lesart Kants verschaffen können. Die Herausgeber haben dabei im guten Sinne orthodoxes Handwerkszeug zugrunde gelegt – nicht zuletzt mit der durchgängigen Bezugnahme auf die kritische Werkausgabe der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Ferner waren eine textnahe Interpretation und das Aufgreifen aktueller Probleme wichtige Pole, zwischen denen Kants Philosophie spannungsreich befragt wurde, ohne doch den Bogen seiner Antworten überdehnen zu wollen. Denn auch der „Alleszermalmer“ muss sich der selbstdenkenden Kritik, zu der er radikal ermutigte, stellen – weil nur dies heißt: den Dialogpartner ernstnehmen.

In dieser Grundeinstellung ergaben sich diverse Kant-Zugänge, die zwar mehr oder weniger von einem geheimen Band der Sympathie gezeichnet waren, die sich zwar keiner bestimmten Schule der Kant-Interpretation, wohl aber sehr unterschiedlichen philosophischen Heimaten zuordnen lassen. Gemeinsam war allen Autoren allerdings ein starker philosophischer Impetus, sich an klassische Textstücke zu wagen, um sich durch Kants philosophische Grundfragen mit Blick auf Gegenwartsfragen inspirieren zu lassen – manchmal im gelehrten Überblick, manchmal penetrant im Detail bohrend, aber immer wissend, dass der Mensch aus einem krummen Holz geschnitzt ist. Der Reader folgt den drei Fragen Kants.

### Was kann ich wissen?

Diese von Kant radikal aufgeworfene Grundfrage der Erkenntnislehre ist vielfältig wirkmächtig geworden. Sie ist im Deutschen Idealismus recht weit ausgelegt worden, wurde dann im Neukantianismus wieder für die Erkenntnistheorie eingefangen, um schließlich zur prägenden Leitfrage der modernen Wissenschaftstheorie zu avancieren.

Teodora Manea fragt „Wozu braucht man Kategorien?“ und führt ausgehend von Aristoteles zu Kants Versuch, der Kategorienfrage eine Wende in der neuzeitlichen Philosophie zu geben. In ihrer exemplarischen historischen Analyse unterschiedlicher

Interpretationen der aristotelischen Kategorien zeigt Manea die grundsätzliche Spannung zwischen einer grammatikalischen, logischen und ontologischen Verwendung der Kategorien auf. Ferner arbeitet sie wichtige Gemeinsamkeiten zwischen den Kategorienlehren des Aristoteles und Kants heraus, z. B. den Versuch einer Topik, und ergänzt dadurch die meistens betonten Differenzen zwischen den Autoren. Kants Anliegen einer transzendentalen Rechtfertigung der Kategorien verfolgt deren logische Funktion für die Gegenstandsbestimmung, ihre ordnungsstiftende Funktion für die Erfahrung sowie die Vollständigkeit der Kategorientafel. So schlägt Manea Schneiden in das kantische Denken und legt zugleich grundlegende Bauelemente von Kants Architektonik des Verstands frei.

Christian Spahn eröffnet in scheinbarer Verkehrung der ersten Grundfrage nach den Grenzen unseres Wissens tiefe Einblicke in die Hegel-Kant-Kontroverse und verfolgt diese bis in Grundoptionen der Gegenwartsphilosophie. Die Aktualität der beiden großen Klassiker der Neuzeit wird dadurch erwiesen, dass weder die Varianten halbierter Kant-Rezeptionen noch ein inkonsistenter Kritizismus wirklich befriedigen kann. Denn sowohl die beeindruckenden Erfolge der neuzeitlichen Naturwissenschaften als auch die unhintergehbaren Ansprüche der Ethik müssen gleichermaßen berücksichtigt werden. Hegels Kant-Kritik ist daher eine bleibende Herausforderung wie auch der moderne an Kant adressierte Vorwurf der Irreflexivität. Es bleibt die Aufgabe einer rationalen Vermittlung der beiden sich gegenseitig ausblendenden Welten. Aber müssen und können wir nach der postmodernen Verabschiedung der Vernunft überhaupt noch zur transzendentalen Tradition zurückkehren?

Thomas Sent springt mitten ins klare, kalte Wasser der kantischen Philosophie und geht der zunächst seltsam anmutenden Frage nach, ob der Begriff „der schwarze Mensch“ und das Urteil „der Mensch ist schwarz“ bei Kant in erkenntnistheoretischer Hinsicht als identisch anzusehen seien. Diese Frage ist allerdings von grundsätzlicher epistemologischer Bedeutung, wie bereits Sent in Rekurs auf diesen Ausgangspunkt in Wolfgang Viertels Beitrag zu „Kants Lehre vom Urteil“ zeigt. Das textnah formulierte und schwierige Werkstück im nüchternen Rückgriff auf Kant macht deutlich, wie in der Interpretation Viertels ein Pfeiler der Kritik, das kantische Erkenntnissubjekt, welches schließlich als Träger der transzendentalen Apperzeption ein Urteil vollzieht, aus Viertels Blickfeld verschwindet. Dann aber wäre nicht nur Kants Unterscheidung von Begriff und Urteil, sondern am Ende das ganze Vernunftprojekt gefährdet. Doch selbst weitere Ausblicke auf den ‚Begriff des Begriffs‘ bei Frege und Wittgenstein im Vergleich zu Kant bestärken die Diskussionswürdigkeit des kantischen Ansatzes.

Christian Köchy analysiert aus systematischer und historischer Perspektive das weite Begriffsfeld der Kategorie „Wechselwirkung“ bzw. „Gemeinschaft“ und führt zugleich ein grundsätzliches Vermittlungsproblem zwischen den Fundamenten der theoretischen und praktischen Philosophie Kants vor Augen. Im Mittelpunkt steht die Frage nach dem Ganzen ausgehend von Leibnizens Schlüsselbild eines Labyrinthes der Vernunft und von Extrempositionen, die für sich allein betrachtet keine wirkliche „Gemeinschaft“ zulassen, nämlich die Autonomie einerseits und die Abhängigkeit von Mensch und Welt andererseits. Die Architektonik der kantischen Vernunftkritik ist ebenso berührt wie die umfassende Grundfrage „Was ist der Mensch?“. Kants Ringen

um eine Lösung wird anhand von drei Werkstationen bzw. Positionen dargelegt – erstens, dem frühen metaphysisch-kosmologischen Standpunkt, zweitens dem erkenntniskritisch-transzendentalen und drittens dem organologisch-naturphilosophischen Standpunkt des Spätwerkes. Die akribische Analyse der „Wechselwirkung“ tangiert Probleme der Theodizee, der Urteils- und Kategorienlehre und insbesondere solche der kantischen Philosophie des Organischen, welche den Begriff „Zweckmäßigkeit“ als Vermittlungsbegriff von Kausalität und Freiheit einsetzt und leitet weiter zum Begriff der Selbstorganisation. Von Kant ausgehend schlägt Köchy philosophische Brücken zur Ausgestaltung des Wechselwirkungskonzepts bei Schelling, Schiller, Pierce und zu Whiteheads Begriff der „togetherness“.

Hans Werner Ingensiep widmet das Augenmerk den diversen Versuchen Kants, die Begriffe „Organismus“ und „Leben“ zu klären und sie im Kritizismus auf den Punkt zu bringen. Beide Begriffe werden gegenwärtig häufig synonym verwendet, aber der Klärungsversuch zeigt, dass sie bei Kant unterschiedlichen Kontexten und Intentionen entspringen. Die Hauptantwort auf die Frage, was ein Organismus ist, scheint der teleologischen Urteilskraft zu obliegen, führt aber bereits hier weiter und tangiert die andere Frage: „Was ist Leben?“, die metaphysisch an die Welt und die Materie, schließlich anthropologisch und moralisch an den Menschen herangetragen wird. Die nie gestellte spezielle Frage, ob auch Pflanzen, die nichts erleben, ein „Leben“ haben oder bloß Organismen sind, führt wiederum auf Umwegen in das weite Feld der modernen Bioethik, wo der Mensch selbst befragt wird, ob er in bestimmten Lebensphasen nicht bloß *human vegetable* sei. Vom „Vegetieren“ eines Menschenlebens führt der Weg erneut zur anthropologischen Kernfrage nach dem „*Subjektum quo* des Lebens“.

Michael Nagler geht der Frage der Vermittlung von Kants transzendentalphilosophischer Grundlegung von Erfahrungserkenntnis mit der evolutionsbiologischen Rekonstruktion der Genese von Erkenntnisfähigkeit aus der Perspektive der Evolutionären Erkenntnistheorie nach. Am Beispiel des Begriffs der Hierarchie wird diskutiert, ob es sich dabei um ein konstitutives, das Überleben eines Lebewesens sicherndes, phylogenetisch aposteriorisch entstandenes oder lediglich um ein zwar apriorisches, aber nur regulatives Erkenntnisprinzip handelt. Als Aufgabe der Transzendentalphilosophie wird hervorgehoben, die geltungstheoretischen Bedingungen zu ermitteln, unter denen Gegenstände des menschlichen Bedürfnis- und Bedeutungshorizonts subjektiv *und* objektiv gültig bestimmbar sind. Wenn Erfahrungsbildung und Erkenntnisaufbau ohne *kategoriale* Gestaltung der Synthesis *unmöglich* sind, wie kann dann eine *Kongruenz* von Gegenstand einerseits und Gegenstandserfahrung sowie Gegenstandserkenntnis andererseits überhaupt entstehen?

## Was soll ich tun?

Diese Kernfrage der Ethik steht heute mehr denn je in der Gefahr, verloren zu gehen, sei es weil die ethischen Begründungen nicht zureichen, sei es, weil nur noch metaethischen Analysen konstruktives und kritisches Potential zugerechnet wird.

Sabine Dittrich lotet in grundsätzlicher und textgestützter Auslegung die Tragweite und Dimensionen des kantischen Freiheitsbegriffs aus, und zwar am Leitfaden der

kategorialen Begriffe Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit. In theoretischer Hinsicht erscheint Freiheit als denkmöglich, in praktischer Einstellung ist sie notwendig, aber Kant kann ihre Wirklichkeit als Faktum nur durch die Bindung an das Sittengesetz behaupten. So bleibt ein prinzipieller Gegensatz zwischen der Kausalität nach Freiheitsgesetzen und der Kausalität nach Naturgesetzen bestehen, der zumindest aus der Perspektive der theoretischen Vernunft nicht aufgehoben werden kann. Mit der Autonomie erscheint das ganze moralische Projekt Kants gefährdet. Kants Lösungsversuch einer Gleichsetzung von freiem und sittlich gutem Willen wirft weitere Fragen auf, z. B. nach der Freiheit zum Bösen, was wiederum begriffliche Differenzierungen von Wille und Willkür einfordert. Auch der Motivation, aus Achtung für das Sittengesetz handeln zu können, geht Dittrich kritisch und skeptisch nach.

Heinz Eidam fragt nach dem Verhältnis von Subjektivität und Intersubjektivität in Kants Ethik. Wie ist es vorstellbar, dass individuelle moralische Subjekte mit der Vielzahl ihrer möglichen Einzelbestrebungen die Gesellschaft konstituierende moralische Gemeinschaft bilden können? Nachgezeichnet wird, wie Kant das Sittengesetz konzipiert, damit es nicht nur zur Bildungsregel einer bloß widerspruchsfrei denkbaren Rechtsgemeinschaft, sondern sogar zum Quellgrund der Idealvorstellung einer glückseligkeitswürdigen ethischen Gemeinschaft wird. Damit das Sittengesetz Urgrund dieser Hoffnung auf das höchste Gut einer vollendeten Zusammenstimmung individueller Glücksvorstellungen gepaart mit der größtmöglichen zu gewährenden Freiheit sein kann, bedarf es mehr als der Verallgemeinerungsprobe durch Universalisierung – es bedarf der Anerkennung seiner selbst und aller anderen Moralsubjekte als Selbstzwecke.

Kenntnisreich wird vor Augen geführt, wie Philosophen bis heute im Ausgang von Kants drei Aspekten des Sittengesetzes – seiner Einheit, Vielheit und Allheit – darum ringen, den Zusammenhang von Individuierung und Vergesellschaftung des Menschen aufzuhellen. Arbeitete Fichte die notwendige Vorgängigkeit eines präreflexiven spontanen Selbstverhältnisses des absoluten transzendentalen Ichs heraus, das sich von einem von ihm verschiedenen Ich ansprechen können lassen muss – zugleich Ausgangspunkt für einen jeden pädagogischen Bildungsprozess –, so legte Hegel den Akzent auf die Idee intersubjektiver Allgemeinheit, die sich in konkreten Weltgestalten zeige, womit der Handlungsaspekt in den Hintergrund rückt.

Heike Baranzke lässt sich angesichts der aktuellen Herausforderungen durch die Bio- und Umweltethik tief auf die Grundlagen der kantischen Pflichtenlehre ein. Ans Licht treten dabei die gerne heruntergespielten Pflichten gegen sich selbst, die bei Kant als Ermöglichungsgrund von Pflichten überhaupt fungieren und damit den Kern sittlicher Subjektivität ausmachen. Auch Kants bislang meist polemisch rezipierte Pflichten „in Ansehung“ der Tiere und der Natur werden kompositorisch und systematisch analysiert und auf diese Weise für Gegenwartsfragen fruchtbar gemacht. Die besondere Rolle der Empfindung in der Moral und schließlich die Differenz zwischen symmetrischen Achtungs- und asymmetrischen Liebespflichten im Feld des Sozialen werden mit der Frage konfrontiert: Ist mit Kant überhaupt eine Leib und Leben integrierende Bioethik möglich? Oder hat Kant in diesem Punkt nichts mehr zu bieten?

Dirk Stederoth geht im äußerlichen Rahmen des „Gedecktes“ einer tiefen inneren Spannung in Kants Ethik nach, und zwar derjenigen zwischen Kants oft geschmähter

rigoroser Rationalität einerseits und der Rolle des leiblichen Glücks andererseits. Zunächst wird grundlegend in Kants praktische Philosophie eingeführt, die Rolle der Natur- und Geschichtszwecke wird angesprochen, die Imperativformen und die negative Rolle der Begierden und Leidenschaften auf der Suche nach einem Prinzip der Moralität werden dargelegt. Alles scheint einer freudigen Befolgung des Sittengesetzes entgegenzustehen, was auch die vertrackte Frage, ob man aus Menschenliebe lügen darf, demonstriert. Doch nun werden diverse Versöhnungsangebote Kants ausgelotet wie die Selbst-Zufriedenheit in Ansehung moralischer Handlungen oder auch im Begriff des Höchsten Guts. Die gewagte Suche nach sinnlichen Genüssen mit Kant und über Kant hinaus führt endlich auf die ‚Konformierung‘ von Lust und Sittlichkeit im kulinarischen und im erotischen ‚Feigenblatt‘.

### Was darf ich hoffen?

Was wir hoffen dürfen, ist bei Kant in ein von Natur, Geschichte, Ethik und Religion aufgespanntes Feld eingebettet, in dem die Vernunft Wege sucht.

Marc Meinhardt geht zunächst in einem weiten Sinn auch dieser Hoffungsfrage nach, wenn er dargelegt, welche geschichtsphilosophische Rolle die Natur in Kants Schriften *Zum ewigen Frieden* und der *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* spielt. Die spezielle Analyse führt dann vor allem auf Fragen nach der Konsistenz des Naturbegriffs in Kants kritischen Schriften sowie nach der Vereinbarkeit einer teleologisch gedachten Naturordnung mit menschlicher Freiheit zurück. Hierzu scheinen am Ende mehrere Kant-Interpretationen möglich zu sein, aber ausschlaggebend bleibt, welchen Entwurf von Natur und Geschichte sich das autonome Subjekt zu eigen machen will.

Die nachfolgenden Beiträge befassen sich mit der religionsphilosophischen Frage im engeren Sinne.

Christoph Bambauer untersucht Kants Gottespostulat nicht allein als notwendige Vernunftidee in der *Kritik der praktischen Vernunft*, sondern arbeitet auch die weniger bekannte einheitsstiftende Funktion heraus, welche die Gottesidee im Rahmen der *Kritik der reinen Vernunft* für Kant erfüllt. Im Zentrum der Analyse steht das Verhältnis zwischen praktischer Philosophie und moralischer Religion, wie sie sich insbesondere in Kants Religionsschrift darstellt. Dort setzt der bibelfeste Kant die ihm gut vertraute christliche Offenbarungsreligion in ein kritisches Verhältnis zu seiner Ethik. Kant nehme weder eine allgemein religionsvergleichende Perspektive ein noch gehe er von einer reinen philosophischen Vernunftreligion aus. Kant betreibt also gar keine Religionskritik ‚aus bloßer Vernunft‘, sondern eine Kritik der christlichen Offenbarungsreligion ‚innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft‘. Als ein solcher Kritiker beerbt Kant die sittliche Substanz der christlichen Ethik, stellt diese aber auf ein rationales anstelle eines offenbarungstheologischen Fundaments.

Anne Eusterschulte zeichnet den Weg der Verwandlung der Theodizee in die Anthropodizee anhand von Kants kritischer Auseinandersetzung mit der ‚doktrinalen‘ Theodizee eines Leibniz unter der Inspiration Alexander Popes nach. Gezeigt wird, wie diese religionsphilosophische Wende zum menschlichen Subjekt über den Versuch

einer kritischen „authentischen“ Theodizee schließlich in die Emanzipierung der Ethik von der Theologie und damit zu einer Ethik des autonomen, nun aber auch für das Böse verantwortlichen Subjekts führt. Überraschend ist, dass in der Zeit eines durch das Erdbeben von Lissabon buchstäblich erschütterten Vernunftoptimismus ausgerechnet Hiob, der leidende Gerechte, zum Leitbild des neuen authentischen, modernen Menschen wird, der, gerade weil er sich der Grenzen der theoretischen Vernunft bewusst ist, von der moralischen Gewissheit seines Gewissens nicht mehr ablassen kann. – So werden das Gewissen des moralischen Subjekts und die objektive praktische Vernunftidee des höchsten Guts zu neuen Angelpunkten einer aus den Fugen geratenen Welt. Die Frage nach dem Ursprung des Bösen bleibt jedoch auch in Kants Anthropodizee ein rätselhafter Stachel im Fleisch.

### **Was ist der Mensch?**

Wie in den kantischen Titelfragen dieses Bandes, so bleibt diese alles durchdringende Frage unausgesprochen im Hintergrund und ist doch in allen Beiträgen präsent. Eine ‚wahre, gute und schöne‘ Antwort wäre heute notwendiger denn je, aber ist nicht zuletzt angesichts ihrer pluralistischen und multikulturellen Auslegbarkeit uneinholbar. Mag in Kulturen mit einer weniger differenzierten Lebenswelt ein jeder in der Lage sein, seine eigene Hütte zu errichten – der Kant-Reader zeigt nichtsdestoweniger: ein so vielgestaltiges Haus wie das der kantischen Philosophie ist nach wie vor in der Lage, Rekonstrukteure anzuregen und geistige Impulse für die Gegenwart zu liefern.

Unser besonderer Dank gilt Marc Meinhardt für die Erstellung des Personenregisters, der „Gesellschaft für Philosophie und Wissenschaft e.V.“ und der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr, Duisburg) für die großzügige Förderung und dem Verlag, der sich bereit fand, dieses Werkstück der Öffentlichkeit vorzulegen.